

Unverfügbar und unfasslich

In der jüdischen Religion hat das biblische Bilderverbot einen höheren Stellenwert als im Christentum. Was man davon lernen kann:

Man muss sich selbst auf die Suche nach IHM begeben.

Im zweiten Buch Mose findet man ein deutliches Verbot: »Du sollst dir kein Bildnis machen und keinerlei Gestalt dessen, was im Himmel oben und was auf Erden unten und was im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich vor ihnen nicht niederwerfen und ihnen nicht dienen, denn ich, der Ewige, dein Gott, bin ein eifernder Gott« (2.Mose 20,4).

Trotz dieses biblischen Verbotes sind die Zeugnisse der jüdischen Kunst vielfältig und reich. Es gibt die Darstellung von Mensch und Tier in den unterschiedlichsten Kunstbereichen. Bereits in biblischer Zeit wurde das Bilderverbot nicht ganz strikt befolgt. So befand sich beispielsweise im Vorhof des Salomonischen Tempels ein aus Metall gegossenes Wasserbecken, das zwölf Rinder auf ihren Rücken trugen.

In der Zeit von Mischna und Talmud wurde dieses Verbot ausführlicher behandelt und exakt eingegrenzt. Um etwa 200 nach der Zeitenwende entstand ein Traktat »Vom Götzendienst«, in dem bildliche Darstellungen zu Zwecken der Forschung und der Erweiterung menschlichen Wissens erlaubt werden. Außerdem war es gestattet, Pflanzen und Menschen abzubilden, sofern es sich dabei nicht um Skulpturen oder Hochreliefs handelte. Deshalb gibt es figürliche Darstellungen in den Bodenmosaiken antiker Synagogen oder auch Szenen mit Personen in mittelalterlichen Manuskripten.

Verfolgt man die jüdische Kunst von der Antike bis in die heutige Zeit, so zeigt sich schnell, dass das Bilderverbot mit einer Abgrenzung der jüdischen Religion gegenüber anderen, heidnischen und christlichen Religionen und ihren religiösen, künstlerischen Äußerungen in Zusammenhang steht. In der Antike war es das heidnische Götterbild, im Mittelalter und in späteren Epochen das christliche Altar- oder Heiligenbild, von dem man sich absetzen wollte. Prinzipiell lässt sich sagen, dass die Darstellung von Menschen vermieden wurde und noch heute wird, um jedem Missverständnis einer Anbetung von Heiligenfiguren aus dem Weg zu gehen. In jedem Fall verboten war und ist es, eine Darstellung von Gott anzufertigen. Dieses strikte Verbot beruht auf einer wichtigen Erkenntnis des Judentums: Gott ist weder personhaft noch vorstellbar. Deshalb kann ihm auch keine Form entsprechen.

Eigenes Profil gewinnen Im zweiten Buch Mose heisst es: »Ihr habt gesehen, dass ich vom Himmel herab mit euch geredet habe. Ihr sollt neben mir nichts verfertigen; silberne und goldene Götter sollt ihr Euch nicht verfertigen« (2.Mose 20,19f.). Danach folgt ein Katalog von Satzungen, durch die Gott zeigen will, wie Menschen in Harmonie mit ihm leben sollen. Durch die Rede aus dem Dornbusch, durch das Wort seiner Satzungen und durch die Erfahrungen mit ihm in der Geschichte lässt sich Gott erkennen. Durch den Gottesdienst im Tempel und später durch das Gebet nehmen wir zu ihm Verbindung auf. Mit wohlüberlegten Worten, wie man gegenüber einem König auftritt, wägen wir jede Bitte ab, statt ihm unüberlegt in den Ohren zu liegen wie einem lebenswürdigen Großvater - in der klaren Erkenntnis, dass ihm zunächst und vor allem Lob und Dank gebührt. So wird das Transzendente, das Jenseitige, durch das Wort des Gebetes und durch die Herausforderung des Gebotes immanent, diesseitig wirksam.

In der stetigen Auseinandersetzung mit der göttlichen Offenbarung gewinnt ein Mensch sein geistiges Profil. Durch Treue zum eigenen Ursprung und zu den Schriften vergangener Generationen eignen wir uns in jeder Generation neu die maßgeblichen Elemente jüdischer Glaubenserfahrung aus der Vergangenheit an. So, als wären wir dabei gewesen. Wenn wir schließlich die Grammatik und das Zeichensystem unseres religiösen Herkommens beherrschen, können wir auch ihre Lesbarkeit in der Gegenwart und Zukunft garantieren: durch unsere eigene Glaubenserfahrung in der Auslegung der jüdischen Tradition und durch unseren Mut zu religiös lebendiger Gegenwartigkeit.

Rabbi Schne'ur Salman aus Reussen erzählte die folgende Geschichte: »Gott fragte Adam: ‚Wo bist du? Was heisst das? Die Heilige Schrift ist ewig: Jede Zeit, jede Generation und jeder Mensch sind in ihr beschlossen. Darum fragt Gott eigentlich jeden Menschen zu jeder Zeit: ‚Wo bist du in deiner Welt?‘« Wo stehen wir heute? Weil wir uns kein Bild von Gott

machen können, müssen wir selbst uns auf die Suche nach ihm begeben. Gott lässt sich finden. Er hat uns durch die Tora einen Weg gegeben, ihn zu erkennen und seinen Willen zu erforschen.

Martin Buber hat es existenziell ausgedrückt: am DU werden wir zum ICH finden. Wir werden dadurch Profil gewinnen. Unsere Aufgabe ist es, unserem eigenen Ebenbild ähnlicher zu werden und damit das zu verwirklichen, was Gott in uns als Keim und Ziel gelegt hat. Wir müssen uns der Einsicht stellen, dass Gott auf dem Weg zu uns selbst als das ganz Andere für uns unverfügbar und unfasslich bleibt. Damit stellt Gott gleichzeitig sicher, dass wir nicht der Gefahr erliegen, eindimensional zu werden.

Rabbi Levi sagt: »Gott erscheint für Israel wie ein Bild, auf dem überall viele Gesichter zu sehen sind. Tausende Menschen betrachten es, und es sieht jeden von ihnen an.« Das Bild, das sich Juden von Gott machen, besteht in der lebendigen Beziehung, die jeder und jede von uns zu Gott entwickelt. Das ist der Auftrag - sich auf die Suche machen.

Walter Homolka

Der Autor ist Landesrabbiner des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden von Niedersachsen und lehrt am Moses-Mendelssohn-Zentrum in Potsdam. Er hat zahlreiche Bücher über das Judentum geschrieben.